

Sizilianische Primadonna in Rosen-Robe

Von Julian Hofer | Veröffentlicht am 21.03.2009 | Lesedauer: 3 Minuten

0 Kommentare

Sie sei eine große Romantikerin mit einem Faible für lange rauschende Kleider und würde viel lieber im 18. Jahrhundert leben, hatte uns Lucia Aliberti mit einem Augenzwinkern vor ihrem Auftritt in der Musikhalle erzählt. Und als die sizilianische Primadonna nun voller Würde und Eleganz in ihrer schulterfreien, lilafarbenen Rosen-Robe das Podium des prachtvollen neobarocken Saals betrat, da konnten wir uns nur zu gut vorstellen, welches eindrucksvolle Bild die schlanke Signora in jenen Zeiten an Fürsten- und Königshöfen abgegeben hätte.

Und auch die, ach so bürgerlichen Hanseaten schienen an diesem Abend mehr als nur eine stille Sehnsucht nach dem Glanz vergangener Jahrhunderte zu verspüren, ja, wie berauscht zu sein vom Funkeln ihrer glitzernden Ohrgehänge und dem Zauber ihrer Spitzen-, vor allem aber der leisen Töne.

Natürlich ließe sich trefflich streiten über den künstlerischen Wert solch eines vokalen Schaulaufens, das neben dem gefeierten Star meist ein ziemlich beliebiges Hit-Programm sowie ein günstig eingekauftes zweitklassiges Orchester mit sich bringt. Das sich in diesem Fall in Gestalt der Philharmonie Südwestfalen - wir ahnten gar nicht, dass es dort neben Bier und Bergen auch Klangkörper gibt - indes wacker schlug, all die Ouvertüren und Intermezzi, trotz einiger teutonischer Derbheiten, dank des schwungvollen Dirigats von Russell N. Harris durchaus mit Anflügen südländischen Temperaments hinlegte und in der Begleitung der Sopranistin zudem zumeist die nötige Sensibilität zeigte.

Auch das Programm der Aliberti offenbarte manch Rarität jenseits der Opern-Gassenhauer, insbesondere im zweiten Teil des Abends. Den widmete die Sängerin dem frühen, hierzulande kaum bekannten Verdi.

Schon zuvor indes hatte uns die bildschöne Grande Dame der Koloraturen in den Arien von Puccini, Bellini, Cilea und Donizetti mit einer Fülle und Frische ihrer Stimme überrascht, die wie ein Beweis dünkte für ihr Wort von der richtigen Technik, mit der ein Künstler ein Leben lang singen könne. Mochte Mascagnis "Ave Maria" eingangs auch ein wenig schlicht anmuten, bewundernswert war schon hier, wie die Aliberti sorgfältig gestützt die Töne entwickelte, sie aufbaute und mit der Dynamik spielte.

Und in der Folge ließ immer wieder aufhorchen, wie sie extrem hohe Töne bis in kaum noch hörbare Bereiche hinein reduzierte: Geschickt mischte die Diva die Klangfarben und schuf delikate Schattierungen, gab auch einfacheren Melodien Energie und expressive Kraft und setzte Glanzlichter mit ihren Koloraturen.

Bellinis Arie der schlafwandelnden Amina, mit der einst ihre Karriere angefangen hatte, begann sie mit ganz wenig Atem und entwickelte dann ein gradezu elektrisierendes Timbre mit einer Fülle brillanter Details. Sicher, wer kritisieren wollte, hätte befinden können, dass in der tiefen Lage ein wenig Volumen fehlte, die Sängerin in der Szene aus

Verdis "Aroldo" zwei-, dreimal Spitzentöne "anrutschte" und gelegentlich klitzekleine Intonationstrübungen bei den Registerübergängen offenbarte. Doch wer wollte bei so viel gesanglicher Erfüllung schon mäkeln?

Am Ende dann Jubel, Blumen, stehende Ovationen, für die Lucia Aliberti mit fünf Zugaben dankte. Kokett und mit großer Geste spielte sie in Verdis "Brindisi"-Trinklied, betörend ihr "O mio babbino caro", dessen makellose Piani und sichere Messa-di-Voce-Effekte die aus der "Gianni Schicchi"-Arie einen Strom flüssigen Goldes werden ließen. Zweifellos, diese Königin des Belcanto wäre auch im 18. Jahrhundert eine würdige Regentin gewesen.